

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 38

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]
Autor: Widmann, Joseph Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 38 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern.

Bern, den 22. September 1923

Die Brücke Europas.

Von Gustav Gamper.

O du, mein Vaterland!
Des irdischen Heiligtums Innerstes für mich:
Laß eine Flamme sein meinen Gesang
Auf dem Altare deiner Schönheit!
Laß mich, den Feiernden, ein Wort verkünden
Von der Eidgenossen stiller, ernster Tat,
Von diesem Volke, das in hohen Bergen
Erstrittene Freiheit schirmt und ehrt,
Vom Volke in Europas Mitte,
Von der ungebrochenen Replik!

O hoher Tag, an dem wir alle Brüder,
Wir alle Schwestern unsere Erde grüßen!
O allerhöchster Feiertag der Freude,
Da uns ein einzig Heiligtum vereint:
Da Volk an Volk die Eine Flamme nährt,
Da Volk an Volk die Eine Heimat ehrt:
Hier unsere Erde, die im Weltenplan gegeben,
Die von Gestaltung zu Gestaltung drängt,
Ein unbegreiflich nimmermüdes Leben
Aus Geist zu Geiste.

O allerhöchster Feiertag der Kraft,
Du Liebeskraft aus schöpferischem Willen:
Du wölbst dich über uns und segnest leuchtend
Der Völker einst erfüllte freie Pflicht.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

10

Es war im Herbst, um die Zeit also, da auch auf den schönsten sommerlichsten Nachmittag kein langer Abend, sondern rasch das Dunkel der Nacht folgt. Da kehrte bei bereits stark fortgeschrittener Dämmerung Staunton, der den Tag in den Wäldern zugebracht hatte, nach Vernon-House zurück. Er war, wie gewöhnlich bei großen Ausflügen, beritten und wollte soeben auf seinem Traber den Parkweg einschlagen, der ihn vor die Tür seiner idyllischen Wohnung bringen sollte, als ihn ein Lichtschimmer, der aus dem Besuchszimmer der mit allem Komfort ausgerüsteten ländlichen Wohnung fiel, stutzig machte. Die Familie, — Grace mit Alice und den jüngeren Kindern, — war am Abend sonst niemals in diesem etwas großen und um diese Jahreszeit schon frostig kühlen Raume. Es mußte ein Gast da sein, denn zu Ehren man im Salon sich versammelt hatte. Dieser Gedanke beunruhigte Staunton in hohem Grade, da seine Familie außer mit einigen Damen der nächsten Landhäuser kaum irgendwelchen Verkehr mit der Außenwelt unterhielt. Und schwerlich war um diese späte Stunde — es war Abendessenszeit — noch jemand aus der Nachbarschaft hier zu Besuch. Jedenfalls schien Vorsicht geboten.

Staunton stieg vom Pferde, band es an einen Baum des Parks — die Waldwildnis um Vernon-House hatte längst die Art eines gepflegten Waldes angenommen; dann schlich er sich an seine Wohnung heran und entschloß sich, obschon er bei zunehmendem Alter etwas bequem und schwerfällig geworden war, einen der Ahornbäume zu erklettern, dessen obere Äste dem Besuchszimmer gerade gegenüber lagen. Es war eine mißliche Situation, innerlich und äußerlich genommen, in die sich Staunton versetzt fand, als er am Baume emporzuklimmen sich anschickte. Sein Herz pochte nicht nur von der für einen Fünfziger höchst mühevollen Anstrengung des Kletterns, sondern noch mehr von Aufregung über die Tatsache, daß allem Anschein nach ein Fremder in seine Familie eingedrungen war. Konnte doch der argloseste Fremdling zum augenblicklichen Verräter, zum Zerstörer seines Glückes werden! Mit den bangsten Ahnungen erklimmte der bisher in allen seinen Unternehmungen so kühne und vom Glücke so begünstigte Mann die hohen Äste, von denen aus er den Einblick in das hell erleuchtete Zimmer hatte. Aber diese bangen Ahnungen wurden von der Wirklichkeit des Anblicks, der nun Staunton

zuteil ward, weit übertroffen. Es war ein Glück, daß seine Hände den knorrigen Ast fest umklammert hielten, sonst wäre der erschrockene Mann wohl im ersten Entsetzen vom Baume herabgefallen. Denn dort am Tische saß, so daß das volle Licht der Lampe sein Gesicht beleuchtete, kein anderer als Stauntons eigener Sohn Georges.

Das war ein furchtbarer, ein vernichtender Schlag für den Mann, der nun das jähe Ende seiner Doppeleristenz vor sich sah. In diesem einen Augenblick erlitt Staunton gleichsam die Todesstrafe für seinen jahrelang geübten Betrug; wie ein Schwert drang es ihm ins innerste Mark: Du bist verloren! Alles ist entdeckt! Dein Glück ist zerstört und nicht nur dein Glück, das Glück aller der lieben Wesen, die an dir vertrauensvoll hingen, die dich zärtlich liebten, die auf dich stolz waren. Du stirbst deinen eigenen Tod nicht nur in deinem Herzen, sondern in den Herzen aller derer, die sich mit Verachtung und maßlosem Schmerze über die unerhörte Täuschung von dir abkehren müssen!

Man behauptet, daß ein Mensch in der Todesnot, wie kurz der schreckliche Augenblick auch sei, eine wilde Jagd von marternden Gedanken durch sein Inneres toben fühle. Dies war nun Stauntons Los. Was aber dem schuldbeladenen Manne in unseren Augen wieder zugute kommen muß, ist die Tatsache, daß ihn nicht der Untergang seines eigenen persönlichen Glückes am meisten schmerzte, sondern das schreckliche Leid, das nun über die Seinen kommen mußte. Wie gerne stürbe ich, wenn ich jetzt nicht siebenfach in den bisher arglosen Seelen dieser guten Menschen sterben müßte, in meine eigene Schmach ihr Lebensglück hinabziehend wie ein Strudel des Meeres, der alles verschlingt, was in seine gefährlichen Kreise kommt! So jammerte es in seinem Herzen, während er Mühe hatte, eine die Augen umnachtende Ohnmacht abzuwehren.

Aber dieser Mann war aus dem starken Stoffe bereitet, der auch in Augenblicken schrecklichster Not aushält. Und was hauptsächlich dem anfangs Betäubten die Besinnung und die Tatkraft wiedergab, war die seinem Herzen Ehre machende Sorge für die Seinen. Er mußte ergründen, ob die Entdeckung schon stattgefunden habe und wie alles zusammenhing, allenfalls auch, ob vielleicht noch Hoffnung da sei, das Schreckliche zu verhindern.

Der nächste schärfere Blick auf die um den Tisch Sitzenden zeigte ihm, daß eine Erklärung noch nicht konnte stattgefunden haben. Auf den Gesichtern seines Weibes, der immer noch anmutigen Grace, und der neben Georges sitzenden blühenden jugendschönen Alice lag der Ausdruck heiterer Freude, wie sie das Gespräch mit einem angenehmen Gaste hervorruft. Auch die Anwesenheit der jüngeren Kinder im Salon bewies, daß es sich hier um keine tragische Szene handeln könne. Wohl lagerte auf dem Antlitz des von New York herbeigeeilten erwachsenen Sohnes eine Wolke, als ob irgendeine geheime Sorge den guten Jungen bedrückte. Aber auch dieses Antlitz hatte nichts von dem tiefen Schrecken, der sich auf ihm hätte kundgeben müssen, wenn Georges in das gorgonenhafte Grauen des Familiengeheimnisses bereits geblickt hätte.

Im stillen segnete Staunton seine Vorsicht, die ihn immer den Bitten seiner Frauen und Kinder hatte widerstehen lassen, wenn sie von ihm ein Bild forderten, eine

Photographie oder ein Gemälde seiner Person. Der Wunsch war ein so natürlicher bei denen, die er oft auf Monate verließ. Aber er hatte niemals darein gewilligt und in diesem Augenblick erntete er den Dank seiner starrköpfigen Klugheit. „Sie wissen also nichts!“ sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Sie ahnen nichts; ein Zufall hat den Knaben hierhergeführt.“ Aber so viel war gewiß, daß nur augenblickliche Flucht einer Entdeckung vorbeugen konnte. Georges durfte in dieser Umgebung den Vater nicht sehen. Wohl konnte sich Staunton beinahe nicht trennen von dem Anblicke, der für ihn so verhängnisvolle Folgen hatte. Sein Verstand jedoch sagte ihm, daß ein bloßes Wiehern des Pferdes, das den nahen Stall begrüßte, in jedem nächsten Augenblick zum Verräter werden konnte. Dann sprangen die Kinder auf und riefen: Der Vater kommt! Dann eilten sie ihm vors Haus entgegen, dann zogen sie ihn hinein in den Saal und dort — stand er vor dem Sohne Georgiens!

Eilends ließ sich Staunton vom Stamme des Baumes hinabgleiten und rannte mit vorsichtigen, aber raschen Sprüngen zu seinem Pferde, machte es los, schwang sich in den Sattel und ritt in die Nacht hinein.

Jetzt überkam ihn ein tiefer Jammer, als er so durch die Finsternis ritt, ziellos, einsam, angstgefoltert. Tränen drangen in seine Augen und die Brust arbeitete gewaltig, während er einzelne stöhnende Worte hervorkeuchte. „Alles ist aus!“ rief er. „Ich muß verschwinden! untertauchen! Nur so begrabe ich meine Schmach und entgehe ich der Entdeckung.“

Aber dieser Gedanke hielt nicht lange an. Zwar einen Augenblick, als Staunton aus der Ferne den Wellenschlag des Ontario zu vernehmen glaubte, schien ihm das Beste, all dem Elend ein Ende zu machen durch einen raschen Tod im Wassergrab. „Ich will meine Taschen mit schweren Steinen füllen, damit die verräterische Welle den Leichnam nicht aus der Tiefe emporhebe und mein verfluchtes Antlitz doch noch den Betrug enthülle.“ So etwas schob ihm durch den Kopf. Dagegen aber sagte ihm der Verstand: Um der Deinen Willen sollst du die Hand nicht zu früh vom Steuer tun, nachdem du durch manche kleine Gefahren das Fahrzeug bis dahin mit Glück geführt hast. Ein Schuß durch den Kopf bleibt dir immer noch übrig und verschwinden kannst du in New York besser als hier. Aber warum verschwinden, wenn vielleicht deine Gegenwart, deine Klugheit noch alles wieder ins Geleise zu bringen vermag? Und er begann reiflich nachzudenken, weshalb wohl Georges hier so plötzlich möchte erschienen sein. „Etwas in New York ist nicht richtig“, sagte er sich. „Der Junge hat mich aufgesucht, nachdem vermutlich Briefe mich nicht erreicht haben. Sollte Georgine ein Unfall zugefallen sein?“ Sobald Stauntons Gedanken diese Richtung genommen hatten, erwachte in ihm der feste Entschluß, da er doch jetzt nicht in der Nähe von Vernon-House weilen durfte, rasch nach New York zu reisen, um dort womöglich zu retten, was zu retten sei. „Vielleicht werde ich wieder Herr der Situation!“ sagte er sich und drückte seinem Rosse die Sporen in die Weichen.

Er langte gegen Mitternacht in Toronto an und stellte sein Pferd im Gasthof ein. Ein Kellner berichtete ihm,

man habe heute einen jungen Herrn aus New York, der nach einem Mr. Staunton senior geforscht habe, nach Vernon-Hause hinaufgesendet, da man vermutet habe, Mr. Vernon dürfte diesen Mr. Staunton kennen; denn Mr. Staunton solle ebenfalls in den westlichen Wäldern laut Aussage des jungen Mannes den Holzhandel betreiben. Bei dieser Mitteilung verwünschte Staunton im Stillen, daß er jemals den Seinigen die Umgegend von Toronto genannt als das Zentrum seiner Tätigkeit. Er hatte sich hierher sogar postlagernde Briefe schreiben lassen, die vom Postangestellten in ein besonderes Kästchen gelegt wurden. Zu diesem Kästchen hatte „Mr. Vernon“ — denn nur unter diesem Namen war Staunton in Toronto bekannt — den Schlüssel, und es war ein für allemal ausgemacht, daß Mr. Vernon zuweilen kam, das Kästchen öffnete und die für den „wahrscheinlich im Innern der Wälder lebenden“ Mr. Staunton vorhandenen Briefe abholte. Die amerikanische Post ist auch nachts dem Publikum zugänglich. Staunton eilte dorthin, öffnete das Fach und fand in der Tat zwei Briefe seines Sohnes vor, die er, sobald er auf dem einsamen Zimmer im Gasthose sich befand, eiligst erbrach und las. Beide Briefe riefen ihn nach New York, da die Mutter schwer erkrankt sei. Die Briefe waren schon sechs Tage alt; so lange war Staunton nicht mehr nach der Stadt gekommen. Gewiß lagerten auch auf dem Telegraphenamt unbestellbare Depeschen an seinen wahren Namen; aber er wagte nicht, dorthin zu gehen, sie zu holen. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Die Todesangst eines Verbrechers, der jeden Augenblick die Entdeckung fürchten muß und sich nur verwundert, daß sein im Grunde so morscher Bau, sein so zerbrechliches Lügengerüste ihn überhaupt so lange getragen habe, kam über ihn. Mit dem um drei Uhr morgens von Toronto abgehenden Eisenbahnzuge, — denn längst bestand neben der Schifffahrt diese schnellere Verbindung, — verließ er Toronto; doch hatte er an Grace vorher rasch ein Briefchen gerichtet, in dem er ihr sagte, eine plötzliche Nachricht, die für seinen Handel von größter Bedeutung sei, habe ihn gezwungen, eine Fahrt nach den östlichen Häfen anzutreten, von der er nicht wisse, wie lange sie ihn von Hause fern halten werde. Es handle sich, fügte er bei, um einen ungetreuen Buchhalter, den man eilends verfolgen müsse und so habe er zu einem Abschiede nicht Zeit gefunden.

Er kam sich jetzt als ein recht jämmerlicher Mensch vor, dieser ehemals so stolze, glückliche Mann, als er im Eisenbahnwagen New York zurollte. Tausend kummervolle Fragen legte er sich vor, auf die er keine Antwort fand. Hatte Georges sich wohl auf dem Postamte in Toronto nach dem Schicksale seiner an den Vater gerichteten Briefe erkundigt und dort erfahren, daß derselbe Mr. Vernon, den man ihm schon im Gasthof bezeichnet hatte, die an Mr. Staunton gerichteten Briefe abzuholen pflege? Dann mußte er dem Sohne gestehen, falls dieser wieder nach New York zurückkehrte, er kenne Mr. Vernon. Und wenn Georges diese Geschichte von dem Abholen der Briefe in Vernon-Hause erzählte? Ob dann wohl in Grace ein Verdacht aufsteigen möchte? Aber vielleicht hatte der idealistische Träumer, als den Staunton seinen Sohn kannte, nicht daran gedacht, auf der Post nach den Briefen zu

fragen. Vielleicht hatte der Wirt des Gasthofes sofort durch den Hinweis, Mr. Vernon in Vernon-Hause kenne jedenfalls Mr. Staunton, den jungen Mann völlig befriedigt. Der Umstand, daß die Briefe sich noch in dem Kästchen befunden hatten, sprach für letztere Annahme; der Postangestellte hätte dieselben von innen her leicht heraus-holen können; nur nach außen war das Briefkästchen verschlossen, wie man diese Einrichtung ja auch auf europäischen Postbureaux nun fast überall sieht.

Zitternd betrat Staunton in später Nachtstunde seine Wohnung am Broadway. Eine Dienerin verständigte ihn sofort, daß Georgine einen starken Blutsturz gehabt habe; zugleich fragte sie mit Erstaunen, weshalb der junge Herr Georges nicht mit dem Vater zurückkehre? Staunton spielte den Verwunderten, als höre er jetzt erst, man habe den Sohn nach ihm ausgesandt. Er komme von selbst nach Hause, habe keine Briefe erhalten; seine Rückkehr sei ein glücklicher Zufall. Und so eilte er ins Gemach seiner kranken Gemahlin, die, keinen Schlaf findend, mit feinem Ohre bereits die Rückkehr des Hausherrn gehört hatte und ihre Wärterin ihm entgegen sandte, mit der Bitte, er möge ohne Verzug eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz auf der sogen. Schloßfluh ob Wingreis (am Bielersee).

Von Robert Scheurer, Wabern.

Ob nachtdunkeln Walde, auf flimmerndem Plan,
Zum fiedelnden Klange der Geigen,
Schwingt jauchzend jungfröhliches Wingervolk
Sich hüpfend und wirbelnd im Reigen.
Schön Elsi, die Jungfrau vom Staudenrain,
Walzt elfengleich durch den Mondenschein.

Jetzt naht ihr ein Tänzer, ein feiner Gesell,
Eine rote Feder am Hute.
Wie funkelt sein Auge! Wie schmeichelt sein Mund!
Es siedet und wallt ihr im Blute.
Nun kreiset und saust er mit ihr wie im Traum
Hinüber zum nahen Waldesaum.

„Komm, herzliebtes Kind, ich zeige dir gleich,
Wie man reich wird hier auf Erden!
Wenn du willst, so kann der Fluh-Goldschatz
Noch heute dein Eigen werden!“
Und er führt sie davon an zögernder Hand,
Weit, bis an der Schloßfluh felsige Wand.

Hier rührt der Fremde ans graue Gestein.
Auf geht's. Er schleppt sie nach innen.
Ein dämm'riger Raum! An steinernem Tisch
Ruhn scheinbar in tiefem Sinnen.
Zwölf Männer, die Elsi noch nie gesehn.
Vor Staunen erstarrt, bleibt das Mädchen stehn.

Jetzt blöht der „Tänzer“ sein Haupt. Aus dem Haar
Sieht das Mädchen zwei Hörnchen ragen.
Er öffnet ein Buch, nimmt die Feder vom Hut
Und spricht: „Schön Kind, willst du's wagen,
Deinen Namen mit Blut zu schreiben da drein,
So wird der Fluh-Schatz dein Eigen sein!“

Da schreit die Jungfrau: „Bei Vater und Sohn
Und dem Heiligen Geist — nie und nimmer!“
Ein Donner Schlag! ... Und verschwunden der Spuk!
Von fern nur verhallend Gewimmer!
Ermattet sinkt Elsi ans Felsgestein
Der Schloßfluh, im flimmernden Mondenschein ...